

Berglied [Fortsetzung]

Autor(en): **Rovetta, Gerolamo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

chen, ihr Lachen und ihr rosiges Späßchen und ihre Seele gleich einem leichten Morgenwölkchen. Das hatte ich nicht, das war darum das Großartigste auf der Welt. So ein Narr bin ich bis hoch in die Jahre gewesen. Als der eine GöÙe zerfiel — fast in nichts, kehrte ich großes Kind unbefehrt zum ersten zurück.“

Wieder glitten ihre Hände von mir ab, und sie setzte sich nun hart neben mich auf den Stuhl. Deutlich fühlte ich ihre starken, warmen Atemzüge.

„Aber einmal kommt der Tag, Regina, wo auch so ein langsames Geschöpf, wie ich bin, das, was Schein und was solide Sach' ist, endlich von einander unterscheiden kann. Was ich vorhin rühmte, hat alles nicht standhalten können, es ist nicht aus festem Geist hervorgewachsen, die Seele hat damit wenig zu schaffen. Lass' die ernstesten Zeiten kommen, Regina, die Winde und Donnerschläge des Lebens und sieh dann, was da von schön und lustig und gesund übrig bleibt, wenn es nicht eine tiefere Wurzel hat...“

„Du schimpfst auf Theodor, du...“

„Nein, ich schimpfe auf mich, weil ich ein Narr statt ein Freund war.“

„So haßt du Theodor nie recht geliebt, nur sein Gesicht, sein Lachen, sein blaues Auge...“

„Nein, Regina, ich habe an Thedi und an Ur-

selchen und schon an jenem Rechnerbub mehr geliebt, als an ihnen war, zuviel hab' ich geliebt, eine Seele geliebt, die sie gar nicht haben konnten, so schön und wundervoll reich, und die sie auch gar nie haben wollten, eine Seele, die ich ihnen angedichtet habe. Wenn man so lachen kann, so blaue Augen hat, so blüht und so gilt, was muß das erst tief innen für eine Seele sein! So dachte ich Phantast. Ich habe übertrieben, ich bin der Sünder. Mich allein klag' ich an.“

„O, Walter, dann hab' ich doch tausendmal schöner und besser geliebt!“

„Ich gebe es willig zu.“

„Theodor ist mir heute der gleiche wie vor zwölf Jahren, als ich ihn zuerst sah. Er hat nichts verloren, und ich habe auch nie mehr in ihm gesucht, als er hat. Aber er hat auch alles. Was hat er etwa nicht? Und wenn er noch viel kränker wäre und magerer und bleicher, er ist mir so schön und reich und fein wie am ersten Tag. Ah, und du wolltest mich von ihm nehmen, du, du, mit deiner faden-scheinigen Freundschaft! Wie schlecht, Walter, wie schlecht!“

„Du hast recht,“ sagte ich zerknirscht. Ich hatte das Gefühl, in dieser Nacht zum ersten Mal mich in meiner nackten Gestalt gesehen zu haben...“

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

(Fortsetzung).

Hoch aufgerichtet auf einem eigentümlichen reinweißen Eisblock, bekleidet, nein eingehüllt in ein weiches, feines, in bronzenfarbenen Reflexen schimmerndes Gewand, das die kraftvolle Anmut ihrer schönen Gestalt nicht im mindesten beeinträchtigte, lehnte sich Felicita auf den hohen Alpenstock, an dessen Spitze sie einen Strauß Alpenrosen befestigt hatte, die sich wie ein Blutfleck von dem düstern, fast grünlichen Himmel abhoben. Sie stand hier oben, tief atmend und ergriffen die melancholische Weite des Gletscherfeldes bewundernd. Den ganzen Gürtel hatte sie sich mit Alpenblumen besteckt, die sie mit hartnäckigem Eifer gerade in den schwierigsten Momenten des Aufstieges gepflückt hatte, und es schien deshalb, als entstiegen die üppige BüÙe und der stolz getragene herrliche Kopf einem lustigen Ringelreihen von Stiefmütterchen, Tulpen, Verbenen, Anemonen und Pantoffelblümchen. Wie sie so da stand, hätte man glauben können, daß sich auf einem grob gehauenen Marmorblock die Statue einer sanften und dennoch stolzen Göttin der Berge erhebe, der das Wunder einer nie gefamnten Bonne Leben und Wärme eingefloßt hatte. Felicita, entzückt und bebend vor Ermüdung, Ungeduld und Neugierde, war Febo, der ihr diesen ungefamnten Genuß verschafft hatte, aufrichtig dank-

bar. Er hatte sie keine einzige Minute vergessen, seit sie den Wagen verlassen, um den Gletscher zu ersteigen, und seit zwei Stunden fühlte sich die Marchesa inmitten der hehren, gefährlichen Einsamkeit der Berge in der Gewalt dieses fast übermütigen Mannes, der mit bewundernswertem Geschick verstand, ihr auf tausend Arten Unerlaubtes zuzuflüstern, ohne jemals soviel zu sagen, daß sie ihn streng zurechtzuweisen vermochte.



Daniel Jhly (1854–1910).

Ernte (Champigny s. Marne bei Paris).

Während des Steigens, wo er seine physische Kraft und Ausdauer beweisen konnte, zeigte sich dieser beharrliche Verehrer voll genialer Einfälle, voll feinsten Aufmerksamkeits und ließ zugleich, unternehmend und erfahren wie er war, all seine Verführungskünste spielen, sich dabei der Waffen und Hilfsmittel bedienend, die ihn eine zweite, eine dritte „Jugend“ gelehrt hatten. Wer, der ihn nur als unverbesserlichen Sünder, als städtischen Biveur gefannt hatte, würde dies wohl geglaubt haben? Gewandt, geschickt, von äußerster Zuverlässigkeit, kühn und dennoch diskret, hatte er sie sozusagen hinaufgetragen, und das ohne einen schnellern Pulsschlag, ohne jeden Seufzer der Anstrengung, ohne einen einzigen Schweißtropfen zu vergießen. All das Mühsame, das Gefährliche des Aufstieges war ihr verborgen geblieben, da er ihr die verschiedensten Dinge zu erzählen, sie auf tausend Sachen aufmerksam zu machen verstanden hatte, die ihr neu, aber merkwürdig und interessant waren. Und nun wußte sie ihn dort unten, ruhig sitzend, dort zu ihren Füßen, auf einem Felsblock, und — wer weiß weshalb? — gerade in diesem Augenblick, inmitten dieser fremden Gegend, dieser nie gefühlten Empfindungen erschienen vor ihrem geistigen Auge schamvoll und klein die Gestalten ihres Gatten und Rinetto's, dieses armen Rinetto's, der tausend Vorwände gehabt, um nur nicht hier hinauf, auf den Gletscher steigen zu müssen...

Eine weiche, weiße Wolke stellte sich vor die Sonnenscheibe, und sofort erblaßte das Schimmern des unendlichen starren Eismeres, die blendenden Lichter erloschen, die soeben noch von den Schneefeldern herabgeleuchtet hatten. Ueber die verödete Landschaft lief ein Schauer des Todes, die ganze Umgebung wurde düster, dunkel, furchtbar. Ein Gefühl von Schauer und Entsetzen erfaßte Felicitä; es war ihr, als seien auf einmal auch ihre Blumen verwelkt. Sie fühlte sich so verlassen, so vereinsamt wie ein verirrttes Kind. Voll Schrecken über dieses geisterhafte Land erbleichte auch sie und ließ sich von ihrem Postament aus in den Schnee hinuntergleiten, von Febo, unter fast zorniger Gebärde, in die Arme nehmen und an sich pressen...

Allein, als er vielleicht mehr zu wagen im Begriffe war, zerfloß die dicke Wolke in kleine Flöckchen und enthüllte plötzlich das goldene Sonnenlicht... Alles leuchtete wieder, ein Gefühl von Wärme und Trost belebte die schöne Erbläute; es schien ihr, als ob die braune Vanille — das Männertreu — wovon ein großer Strauß ihre Brust schmückte, sie durch einen unerwarteten Hauch des würzigen Duftes weden, sie vor ihren Sinnen und vor der Gefahr bewahren wolle... Da lächelte sie, schüttelte sich ein wenig, machte sich sanft los, betastete mit ihrem Bergstock die Erde und begann mutig gegen die Straße hinabzusteigen, die sich weiter unten bei den letzten Lärchenbäumen in langen Windungen dahinzog, ohne sich ein einziges Mal umzuwenden, ohne zu sprechen...

Der von Cavaliere Febo ersommene Reiseplan war ein Meisterstück in seiner Art. Nicht eine vergeudete Stunde, nicht einen Kilometer, der nicht eine Sehenswürdigkeit, einen besondern Genuß geboten hätte, und gleichzeitig hatte er sorgsam darauf geachtet, Gegenden, die durch die Mode, durch banale Reklamen ihrer Schönheit beraubt worden, zu meiden. Man hätte diese Reise eine Wallfahrt durch unbekannte Länder nennen können, eine Entdeckungsreise durch stille abgelegene Täler, wo lauter einfache, ursprüngliche Leute in ihrer altväterischen Weise hausten.

Das Innere des Automobils, behaglich und elegant ausgestattet, gleich bei diesem ein wenig zigeunerhaften, ein wenig ausgelassenen Herumreisen der gemeinschaftlichen Kabine eines Schiffes, das sich durch ein weites grünes Meer bewegt. Die Marchesa hatte sich ein Gäschen zurechtgemacht, hatte ihre Kleinigkeiten dort untergebracht und sagte lachend, daß sie ihre Besuche empfangen, wenn Febo und Rinetto, nachdem sie ein Stückchen zu Fuß gegangen, um die Erlaubnis fragten, wieder einsteigen zu dürfen. Job, immer schweigend, stets aufmerksam,

fuhr langsamer, sobald die Landschaft unerwartete Schönheiten bot, oder er meldete, ohne sich umzuwenden, irgend etwas Neues, einen Schwarm krächzender Raben auf der Wiese, einen kreischenden Falken, der in den Lüften kreiste, oder ein hüpfendes Eichhörnchen in den Bäumen, kurz, jede Merkwürdigkeit, die imstande war, das Interesse dieses schönen blonden Kindes zu wecken, welches die beiden hinter ihm — der Cavaliere und der Jüngling — mit den Augen verschlingen zu wollen schienen.

Rinetto hatte in dem vertraulichen Leben zu dreien, während den oft frugalen Mahlzeiten in kleinen Gasthäusern, wo die Marchesa Lust zu rasten gehabt hatte, in der fast studentischen Ungezwungenheit, welche, durch die Verhältnisse bedingt, unter ihnen entstanden war, seine ganze Frische, seine künstliche Blasiertheit verloren und war wieder der gute große Junge geworden, der sich keine einzige jener Dreistigkeiten gegenüber der Marchesa erlaubte, die ihn das Leben der Großstadt und des Weltbades gelehrt hatten. Seine Schwäche für die schöne Blonde, wie er einst, etwas berauscht, sich erlaubt hatte, seine Schwärmerei zu bezeichnen, war reiner, besser geworden, hatte sich gewissermaßen 2000 Meter über das Alltägliche erhoben. Jeden Abend, wenn er sich von ihr trennte, um sich, stets in einem andern Zimmer, in einem andern Bette, niederzulegen, fühlte er, daß er sie immer mehr, immer reiner liebte... Er kannte sich selbst nicht mehr. Um am Morgen nicht auf sich warten zu lassen, rasierte er Wangen und Lippen nicht mehr mit jener skrupulösen Sorgfalt, die früher sein Antlitz jedes männlichen Flaumes barschein ließ. An manchem Morgen war er auch mit mehr als einem Schmiß und einigen roten Flecken im Gesicht zum Vorschein gekommen. Er beschäftigte sich weniger mit seinen Krawatten, seinen Strümpfen und andern Toilettegegenständen, viel mehr mit der Gegend, den neuen schönen Dingen, die vor ihm auftauchten, in dem Auf und Nieder dieser „Montagne russe“, die, wie er sagte, von Febo eigens zum Zwecke, seinem — Rinetto's — Leben ein Ende zu machen, erfunden worden war. Und auch bei den listigen Feinheiten des „alten“ Febo hatte der gute Rinetto jede Regung von Eifersucht aufgegeben; er hatte begriffen, daß die Marchesa weder das Glück noch das Unglück eines von ihnen beiden wolle. Gestern war sie stehen geblieben, um mit der Spitze ihres Bergstockes ihren Namen in die Wand eines mächtigen Schneeblocks zu ritzen, der an der Seite des Weges, der weißen Mauer eines unsichtbaren Gartens gleichend, gelegen hatte. Rinetto, auf einem Wegstein daneben sitzend, hatte melancholisch die Silben, wie sie nach und nach sichtbar geworden, buchstabiert: „Fe—li—ci—ta!“

„Wenn jemand vorübergeht,“ hatte er plötzlich schüchtern bemerkt, „und falsch liest, wird er meinen, daß wirklich ‚Felicitä‘ (das Glück) hier heraufgekommen sei und ihren Namen eingegraben habe!“

Da hatte sich die Marchesa mit einer kleinen Grimasse zu ihm gewandt: „Ist es vielleicht nicht so?“

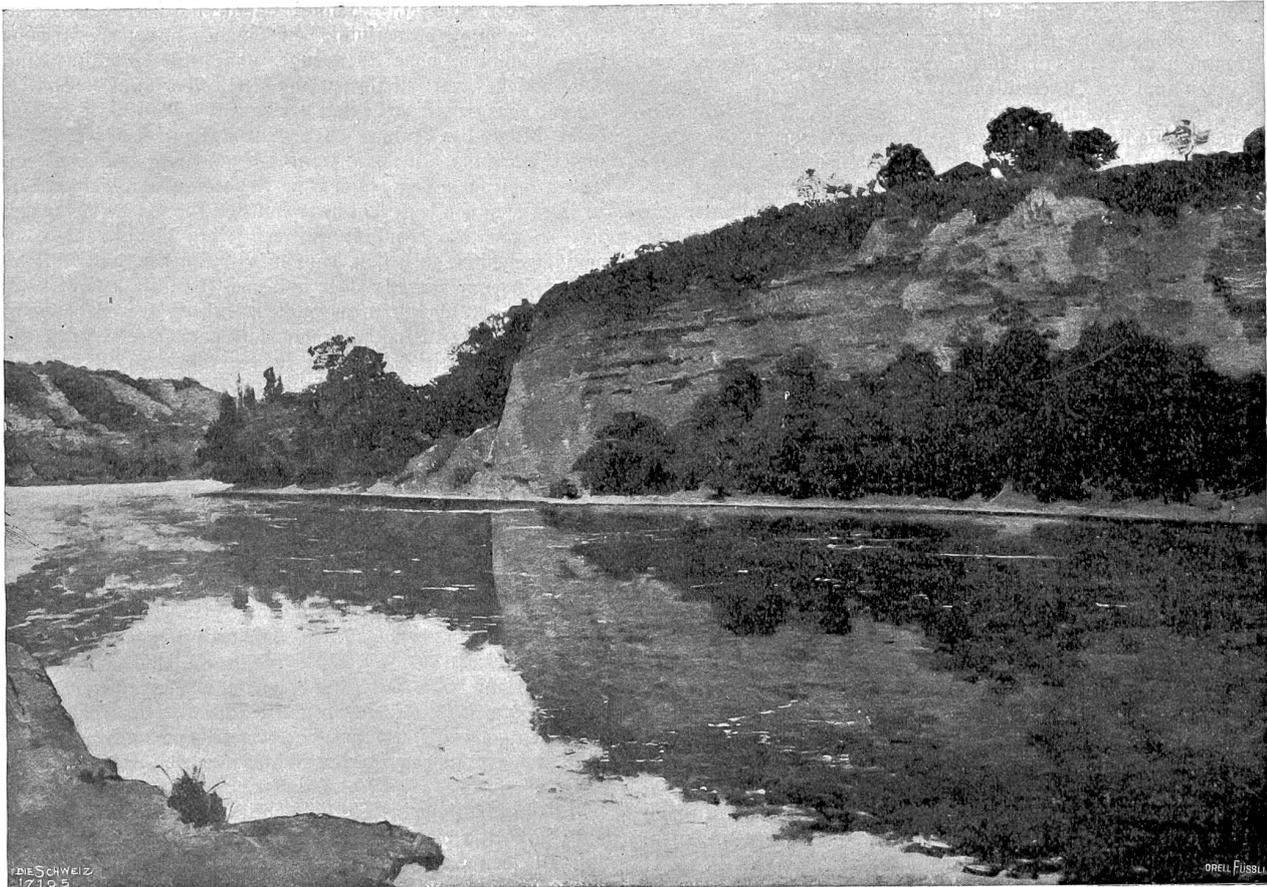
„Ach Gott, die Schönheit, die Armut sind vorbeigeschritten, das Glück — la felicità — nicht! Da fehlt immer noch der Akzent!“

Und er hatte getan, als ob er mit seinem eisenbeschlagenen Stock den Schnee über dem unschuldigen a am Ende des Wortes durchstechen wolle; doch die Marchesa hatte seinen Arm zurückgehalten und lachend und dennoch entschieden, in ernstem, entschlossenem Tone gesagt:

„Weder Sie noch andere! Es bleibt so, ohne Akzent!“

Dieses „Noch andere“ hatte den armen Jungen getröstet. Welch eigenartige Frau diese Marchesa doch war! Wie geistreich! Wie tatkraftvoll!

Er hatte nunmehr alle ihre Gewohnheiten, alle ihre Ideen angenommen. Er stopfte sich jeden Morgen mit getrocknetem Fleisch, duftendem Honig und trank reichlich frischgemolkene Milch dazu. Er klagte über nichts mehr, fühlte keine einzige der



Daniel Hly (1854–1910).

Abend am Rhone-Ufer (la Jonction, Genf).

kleinen Beschwerlichkeiten der Reise, lernte von Febo die Namen der Blumen, um sich auch seinerseits mit den Kenntnissen der alpinen Flora brüsten zu können, kopierte, da die Marchesa von diesem köstlichen Romanisch entzückt war, die Worte und Sprüche über den Kirchthüren, die Inschriften auf den kleinen Friedhöfen, rannte, sobald sie in einem Dorfe angekommen waren, um alle Photographien, alle Ansichtskarten aufzukaufen, und es gelang ihm, mit Febo für das künftige Erinnerungsalbum erfolgreich zu wetteifern, mit diesem Febo zu wetteifern, der mit seinem Taschenfodak am liebsten jede Pflanze, jeden Stein und die Marchesa dazu in jeder Minute des Tages, in jeder Haltung, in jeder Beleuchtung photographiert haben würde...

* * *
 Nun hatten sie sich lange bei jenem eigenartigen Gasthof aufgehalten, der, nicht weit von der alten Hütte auf der Höhe des letzten Passes errichtet, nur aus Eisen und Glas zu bestehen schien. Der „Reford“ nahte sich seinem Ende. Die Marchesa betrachtete, die Stirne an die Glaswand der Veranda gelehnt, die unbewegliche dunkle Oberfläche des kleinen Alpsees, der sich vor diesem bizarren Gebäude ausdehnte. In dem grünen Spiegel glänzten die Schneefelder der nackten, traurigen Berge, welche die Aussicht im Halbfreise begrenzten. Andere Schneemassen, von der sommerlichen Hitze vom Ufer losgetrennt, schwammen langsam gegen die Mitte und gaben dem Bild den phantastischen Anschein einer arktischen Landschaft. Von dieser einsamen öden Gegend eilten die Gedanken der Marchesa in die Ebene hinab. Vor ihrem innern Auge standen die Anregungen des städtischen Winters; sie sah das Theater, die Feste, die Gesellschaften, sah ihre Freundinnen, ihr Haus, ihren Gatten, und die Freude über das viele Neue, Unbekannte, die sie bis jetzt

beherrscht, begann der Sehnsucht nach dem alten Leben, nach der Behaglichkeit, dem Komfort, den tausend raffinierten Gewohnheiten, auf die sie seit einer Woche beinahe gänzlich verzichtet, zu weichen. Sie schüttelte sich. Sie war allein in der geschlossenen Veranda, die so warm wie ein Gewächshaus war und auch das weiße Licht und die künstlich getriebenen Blumen eines Treibhauses besaß. Mechanisch blätterte sie in dem Album, in dem die Namen derjenigen standen, die vor ihr hier oben gewesen. Deutsche, englische, nordamerikanische Namen waren darunter, auch einige wenige, ihr unbekannt, italienische Namen, denen sie schon einen Tag vorher in einem andern Gasthof an ihrem Reiseweg begegnet war, da und dort eine hübsche Bemerkung, ein paar Worte an eine geliebte Person, an das ferne Vaterland, meist jedoch nur banale Lobreden über das Menü, eine prahlerische Titelsucht, Unterschriften voll Anmaßung, augenscheinlich gekritzelt von Halbalphabeten, die Millionäre geworden. Beim Anblick dieses Gletschersees hatte eine junge Finnländerin, ein junges Mädchen zweifellos, mit zwei melancholischen Verjen in deutscher Sprache ihre Fjords heraufbeschworen. Ein bretonischer Priester hatte die Gelegenheit benützt, Dreyfus zu verwünschen, das Drapeau de Franco im Weiß des Schnees, im Rot der Alpenrosen, im Azur des Himmels besingend...

Plötzlich gewahrte Felicitä, vom Buch aufsehend, daß Febo hinter ihr stand. Er nahm, etwas gewaltfam, ihre Hände, zog sie an sich und flüsterte, sich vorbeugend, als ob er ebenfalls in dem Album lesen wolle, ihr zu, daß es sich hier oben, auch mitten im Winter, ausgezeichnet leben ließe.

„Ich bin bereits vor drei Jahren im Schlitten hier durchgereist! Ringsum war alles weiß. Und wie gedachte ich damals

„Schon Ihrer! Ich kannte Sie ja damals sehr wenig, nicht wahr? Und doch hatte ich mir geschworen, daß ich mit Ihnen hierher kommen würde. Mit Ihnen, Felicita, hier und überall, mit Ihnen und um Ihre Willen!“

Sie befreite ihre Hände, schloß geräuschvoll das Fremdenbuch, hüllte sich fester in ihren Plaid und trat vor das Haus, um einem armen Pferdchen Brot zu reichen, das sie selbst in große Stücke brach. Das arme Tier war hinter ihnen mit einem ärmlichen Wägelchen heraufgekommen und ruhte nun in einer Ecke aus, blickte sich jedoch um, als ob es über diese vielen Steine, diese Schneemassen ohne ein einziges Sträuchlein, ohne einen Grashalm entsetzt wäre. Febo, im Begriffe, sich zu Job, der das Automobil kühlte, zu begeben, betrachtete sie zuerst mit gebieterischem Blick; dann sagte er achselzuckend, indem er an ihr vorüberschritt:

„Es ist besser so! Jedem ein Almosen! Dem Pferde, wie gestern dem Hunde, wie morgen Rinetto. . . Aber mir nichts!“ Und erbittert den Gummiball des Automobils pressend, brach er mit dem kreischenden, durchdringenden „Qué, qué, qué!“ der Trompete das feierliche Schweigen der Alpen und veranlaßte, daß Rinetto in größter Eile von der nahen Post herbeigerannt kam.

Unterdessen hatte Felicita, ihre Ringe der gefälligen Höhlung eines Steines anvertrauend, die Ärmel hinaufgeschoben und wusch sich nun energisch die von der Kälte violetten Hände, drehte und wendete sie unter dem eisigen Wasserstrahl, der von einem Baumstamm dem Hotel gegenüber herniederfloß.

„Carmen, in Blond, im dritten Akt!“ rief Rinetto enthusiastisch.

Sie war wirklich auch in dieser Stellung entzückend, und Febo machte eine Bewegung, als ob er eine Torheit begehen, als ob er auf sie zustürzen wolle. Die Schöne verstand und bat ihn, grausam im Gefühl ihres Sieges, ihr die Ringe, einen nach dem andern, überzustreifen und die Manschetten zuzuknöpfen. Dabei flüsterte sie ihm alle Augenblicke zu: „So, das ist recht! Les petits services . . . erhalten die gute Freundschaft!“

* * *

„Sehen Sie die letzten Bergspitzen dort oben? Sehen Sie sie noch? Dort oben hat sich ein Dorf eingemischt, das höchste von ganz Europa, in dem noch Hafer gedeiht, das letzte, wo noch der schöne romanische Dialekt gesprochen wird. . . Morgen früh, wenn wir von dort herunterfahren, werden wir nichts anderes als französisch reden hören und werden die Alpenkette sehen, hinter der Italien liegt. . . In drei Tagen, höchstens, sind wir zu Hause. . . Dann ist es zu Ende!“

Zum ersten Male klang in Febos Stimme ein Ton aufrichtiger Traurigkeit. Es dunkelte. Sie hatte endlich seinen Arm angenommen. Langsam stiegen sie die schweigende einsame Straße hinan, die an einer tiefen grünen Schlucht in die Felsen gesprengt war. Hier senkten sich die Schatten der Nacht — einer unendlich reinen Nacht — schneller als auf den Berggipfeln hernieder. Der andern Seite der Straße entlang standen, den Schildwachen eines riesenhaften Soldatenheeres gleichend, mächtige braune Tannen, die mit ihren schlanken spitzen Wipfeln das tiefblaue Himmelsgewölbe, an dem soeben die ersten Sterne aufleuchteten, zu durchbohren schienen. . . Ein geheimnisvolles Rauschen erhob sich in den Fichten, ein flüchtiges Rascheln in den Zweigen — Vöglein, die ihren Ruheplatz verlassen — sonst kein Laut! Kein einziges Haus, kein Feuer auf den Bergen, nichts, niemand! Sie beide und das stumme Heer der Bäume, der Pflanzen, die in wunderbare Ruhe, in Schummer sanken. . .

„Tut es Ihnen leid, daß wir so spät unterwegs sind?“ fragte sie Febo.

Sie schüttelte leicht das Haupt, und ihm war, als bebe der weiche warme Arm Felicitas an seiner Brust.

Die Heureka hatte den Reisenden eine ärgerliche Ueberwachung bereitet. Fünf Kilometer vom letzten Flecken ent-

fernt, unvermutet eine Panne! Vergeblich hatten der Cavaliere Febo und Job versucht, den Schaden auszubessern; ohne einen Schmied, ohne Werkzeuge, ohne eine Schraube zum Auswechseln war nichts zu machen! Was tun? Zurückkehren, den ganzen Reiseplan verwirren? Man hatte fast die halbe Strecke des heutigen Weges zurückgelegt, noch sechs Kilometer Steigung, und dann würde die Heureka imstande sein, sie am folgenden Tage, auch ohne Reparatur, abwärts zu Tale zu tragen, in das letzte Tal ihrer Fahrt. Job war es gelungen, zwei Hirten, die ebenfalls auf den Berg hinaufzogen, zu veranlassen, ihm zu helfen, das Auto zu schieben, und Rinetto, etwas schweren Herzens zwar und doch froh, Felicita, die sich bei der Idee, umkehren zu müssen, äußerst ärgerlich gezeigt hatte, gefällig zu sein, hatte nach und nach seine Schritte beschleunigt, um die Expedition in der Nähe zu überwachen und, wenn es notwendig sein sollte, selbst ein wenig zuzugreifen. Auf diese Weise waren Febo und die Marchesa weit zurückgeblieben und schienen nicht gewillt, sich zu beeilen, von der Gewalt dieses Schweigens, von dieser lichten Finsternis ergriffen.

Wie waren sie nur in dieser Stunde darauf gekommen, von Mailand und von so vielen traurigen, unangenehmen Dingen zu reden? Und weshalb hatte wohl Febo, schon zum zweiten Male, die Erinnerung an Donna Ersilia und an ihren Mann heraufbeschworen und zugleich jenen entsetzlichen Auftritt in Rom, über den kaum das Geschwätz zum Schweigen gebracht worden?

Vielleicht hatte Febo recht gehabt, als er einen Augenblick vorher gesagt: „Unendlich schön ist alles in der Schöpfung, und alles, was wir erblicken, ist überwältigend, erhaben; doch die Natur erzählt dem Herzen nichts, wenn die Seele schlummert. . .“

„Also schläft meine Seele?“ hatte Felicita gefragt.

„Ja! Und die meine leidet. . . Und deshalb befinden sich unsere beiden Seelen nicht hier. Wenn Ihre Seele erwachen würde, so hätten die Leiden der meinen aufgehört. Wir würden gemeinsam genießen, den Augenblick genießen, der vielleicht nie mehr wiederkehrt, nicht für mich, nicht für Sie. Hier allein sein, inmitten dieser schweigenden, einsamen Welt selig sein, sich glücklich zu fühlen, leben zu dürfen. . .“

Sie senkte das Haupt. Die Stunde war ernst. Febos Stimme schien nicht mehr dieselbe, und Felicita dachte, ob sie wohl zu bereuen haben würde, so weit mit ihm zurückgeblieben zu sein.

Bei einer plötzlichen Wendung der Straße trat der Wald unerwartet zurück, und nach wenigen Schritten glänzte ein eingestürzter Steinbruch vor ihnen, in dessen Höhlung eine Flamme blinkte.

„Ist jemand da?“ fragte Felicita lebhaft.

„Möglich! Sind Sie müde? Wollen Sie ausruhen?“

„Nein, nur ansehen!“

Bei einem Feuerchen aus harzduftenden Zweigen, das aus den Steinen hervorglühte, auf der geschwärzten Schwelle einer Hütte aus Schieferstücken und Tannenstämmen, die klein und ungeformt, der Höhle eines Troglodyten glich, rührte ein struppiger alter Mann, dem ein Bein fehlte, in einem Kessel. Neben ihm befand sich ein Knabe mit einem unförmlich großen Kopfe, einem dicken Hals und schiefen Beinen, der eine kleine kümmerliche Ziege molk. Sie zuerst bemerkte die Reisenden und suchte sich, kläglich medernd, zu verstecken.

Der alte Mann hatte sein Bein durch einen Steinblock verloren.

„Vor wieviel Jahren?“

„O, vielen!“ Er erinnerte sich nicht mehr daran; aber oft hatte er heftige Schmerzen.

Bis zum ersten Schneefall lebte er in diesem Unterschlupf und klopfte von morgens bis abends Steine. Der Knabe reichte ihm die Stücke und den Meißel zu und brachte ihm die Nahrung, da er sich auf dem mit Steinen bedeckten Platz im

Steinbruch kaum bewegen konnte. Dieser Junge war der letzte von acht, von seinen Enkeln, den Kindern einer verstorbenen Tochter. Der Vater, müde, sie Hunger leiden zu sehen, war nach Amerika gegangen; man hatte nichts mehr von ihm vernommen. Die andern, größern Kinder waren in der weiten Welt verstreut und arbeiteten; nur der Jüngste war beim Großvater geblieben und hing an ihm, wie das raube Holzbein an seinem Schenkel.

Der Alte hatte sein elendes Leben erzählt, ruhig, lächelnd, mit leiser Stimme, in jenem Romanisch, von dem nunmehr nur wenig dem musikalischen Ohr Felicitas entging, während der blöde Knabe und das hagere Zieglein ohne Neugierde herübersehen. Nicht einmal der Alte war über das Erscheinen des vornehmen Paares zu dieser Stunde, auf dieser Höhe überrascht.

„Seute sind schon viele Wagen mit Herrschaften hinaufgefahren ...“

„Und hat jemand angehalten, um mit Euch zu reden?“

Der Alte hob die Augen vom Kessel und lächelte stärker. „Am Tage fällt die Sonne grell in den Steinbruch. Niemand hält sich hier auf. Ich spreche auch nie, fast niemals.“ Es lag keine Klage in den Worten, nicht einmal ein Ton von Neid oder Groll über diese Glücklichen, die an ihm vorüberfahren im Wagen, ohne Aufenthalt, während er hier lebte, durch Unglück und Elend an die Felsblöcke seiner Berge gefesselt, nicht achtend der wunderbaren Schönheit der Gegend, die jeden Morgen neu vor ihm erstand, wenn er bei Sonnenaufgang, einem armen Tiere gleich, aus seinem Lager hervortraf, um wieder seine Steine zu hämmern.

„Seid ihr hier katholisch oder protestantisch?“ fragte ihn Zebö.

„Katholisch. Das Dorf, das Ihr in einer halben Stunde erreichen werdet, ist das größte des Tales und nur von Katholiken bewohnt. Ihr werdet sehen, welch schöne Kirche es besitzt. Auch ich gehe am Sonntag hin.“

(Fortsetzung folgt).

Ausstellung aus Privatbesitz im Stadthaus zu Winterthur.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hermann Lind, Winterthur*).

Alljährlich hält der Verband der Künstler und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein seine Tagung und verbindet damit eine Ausstellung von Kunstwerken. Am 10. und 11. Juni hatte Zürich die Ehre, die Kunstfreunde aus den Rheinlanden zu seinen Gästen zählen zu dürfen, und die anlässlich der Zusammenkunft eröffnete Ausstellung im Zürcher Kunsthaus, bei der Schweizer Künstler nicht nur numerisch, sondern auch qualitativ bedeutend vertreten waren, wurde erst gestern geschlossen. So bekamen die zum Teil aus weiter Ferne hergeeilten Künstler und Kunstfreunde außer längst Bekanntem manch Neues zu Gesicht und außerdem einen Abglanz der vornehmlich durch Ferdinand Hodler geleiteten Kunstströmung in der Schweiz. Die ständige Sammlung im Zürcher Kunsthaus bot den fremden Gästen ein Abbild des Besten, was Künstler unseres Vaterlandes seit längst verfloßener Zeit bis zum heutigen Tage geschaffen, und in der neu erstandenen Galerie Henneberg kamen nicht minder bedeutende schweizerische Maler zum Wort, so Adolf Stäbli in temperamentvollster, genialer Weise. Es ist nun nicht nur ein Gebot der Höflichkeit, sondern vielmehr eine Forderung der Pflicht, daß man fremde Gäste, die weder Zeit, Mühen noch Kosten scheuen, um einer idealen Sache zu dienen, möglichst mit viel Gegenwerten zu belohnen sucht. Der Kunstverein Winterthur, wenn auch scheinbar nicht in Betracht fallend, war sich dessen wohl bewußt und lud die Kunstfreunde aus den Ländern am Rhein auf den 12. Juni zur Besichtigung seiner am vorübergehenden Tage eröffneten Ausstellung aus Winterthurer Privatbesitz zu sich ein. Zwar bot auch diese seltene Vereinigung von 286 Kunstwerken kein vollständiges Bild der Kunstliebe von Winterthurs Einwohnerschaft; denn erstens wurde bloß Besitztum von Mitgliedern des Kunstvereins ausgestellt, und zweitens konnte nur ungefähr die Hälfte der angemeldeten Kunstwerke in Frage kommen, wollte man

nicht auf eine der neuzeitlichen Forderungen, auf eine geschmackvolle, leicht übersichtliche Anordnung verzichten. So wurde denn der etwas kahl wirkende, weil seines dekorativen Schmuckes noch immer entbehrende Saal des Semper'schen Stadthauses, der schon längst als zeitweiliger Musentempel auserforen ist, in sechs, mit grünen Tannenreisern bekränzte Kojen eingeteilt, und auch auf dem Podium, das bei den für Winterthur typischen Gemeindeversammlungen dem Stadtrat und bei Konzerten dem Stadtorchester oder den Gesangvereinen zum Aufenthalt dient, fanden verschiedene Künstlergruppen Aufstellung. In der ersten Koje dominierte Anton Graff mit zehn Werken, wovon eines freilich in seiner neuen Umgebung berechtigte Zweifel an der Echtheit aufkommen ließ. Wie der an fremdem Fürstenhof gefeierte Künstler seine Heimat nicht vergessen, so haben auch seine Mitbürger ihn schon zu Lebzeiten



*) Photographische Aufnahmen von H. Lind, Winterthur, liegen auch den Reproduktionen von Landschaften Daniel Zilly's zugrunde sowie unsern beiden Kunstbeilagen. A. d. N.

Ausstellung aus Privatbesitz im Winterthurer Stadthaus. Durchblick: Links Kinderbildnisse von Wilhelm Walmer, im Hintergrund Sobler-28 an d.